Ein toller Streich.

Humoreske von Th. L.

In der Belletage eines vor dem Frankfurter Thore in Kassel belegenen Hauses sitzt ein junger Mann in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Er ist der Aktuarius Falkenthal, welcher sich unter seinen Studiengenossen und Kollegen wegen seines Fleißes den Beinamen „Archimedes“ erworben hatte.

„Wohnt hier Archimedes?“ —

Es war eine weniger durch gefällige Formen als vielmehr durch hervorragenden Leibesumfang sich auszeichnende Gestalt, die im vierten Stock besagten Hauses diese Worte an eine Frau richtete, die soeben infolge eines kräftigen Pochens die Thür ihrer Wohnung geöffnet hatte.

„Wer?“ fragte die Frau verwundert.

„Ach so!“ Er besann sich darauf, daß die Frau diesen besonderen Namen seines Freundes gar nicht kannte.

„Eugen Falkenthal meine ich“, setzte er deshalb hinzu.

„Der wohnt zwei Treppen tiefer“, war die Antwort, „Sie sind hier vier Treppen hoch.“

Mit einer kleinen Entrüstung über den Vorwitz, als Aktuar nur zwei Treppen hoch zu wohnen, begab sich seine Korpulenz nach den unteren Stockwerken, wo er an der nächsten Thür eine Visitenkarte aufgeklebt fand mit der Aufschrift „Eugen Falkenthal, Aktuar.“

„Hier hätte ich auch gleich hinsehen können“, murmelte er und klopfte an, indem er gleich darauf eintrat.

„Das Faß!“ rief Falkenthal überrascht.

„Jawohl, ich bin es, Bruderherz!“ sagte das Faß mit Würde, indem er wollends ins Zimmer trat und keuchend und pustend seine Blicke umherschweifen ließ.

„Komm, setze Dich, altes Haus!“ sagte Falkenthal und räumte eine Anzahl Bücher von dem Stuhl neben seinem Schreibtisch am Fenster fort, „und dann sage mir, was Dich zu mir führt, denn ich habe so selten das Vergnügen, Dich bei mir zu sehen, daß ich wohl nicht mit Unrecht einen besonderen Zweck für Dein Kommen vermuthe.“

„Ja, mich führt ein besonderer Zweck zu Dir, und es ist traurig, daß ich als Dein Freund erst zu Dir kommen muß, wenn ich Dich sehen und sprechen will! Ja, Archimedes, mein Freundesherz ist voll ernster Sorge Deinetwegen. Man sieht Dich nirgends, willst Du denn ganz zu einem Märtyrer der Wissenschaft werden, der immer nur Weisheit aus den Brüsten der heiligen Justitia saugt und das seelenvolle Versenken in die Wogen des Gambrinus scheut, wie ein Hinabtauchen in die stygsche Fluth?“

„Das ist durchaus nicht meine Absicht,“ entgegnete Falkenthal, „aber Du kennst ja unsere schlechten Aussichten bei der Justitia, ich bin deshalb gezwungen mit dem Wenigen, was ich habe, hauszuhalten, bis ich angestellt bin und ich habe mich deshalb auch bemühen müssen, in möglichst wenig Zeit viel zu lernen.“

Das Faß nickte wohlwollend und mit einem Anfluge von Weichheit.

„G.b mir die Hand, Archimedes!“ sagte er.

„Wozu?“ — —

„Nur, damit sich die Gegensätze berühren, wie der Franzose sagt, denn bei mir ist es umgekehrt, ich habe in möglichst viel Zeit herzlich wenig gelernt und das Examen schwebt noch immer in unerreichbarer Ferne vor mir. Aber lassen wir das ruhen. Ich kam heute eigentlich, um von Dir fünfzig Mark zu pumpen.“

„Faß, wenn Du wüßtest, in welcher Verlegenheit ich stecke, dann hättest Du dies sicher nicht gesagt. Du weißt, ich habe Schulden. So viel, daß ich bis über die Ohren darin stecke; über fünfhundert Mark!“

„Na, das ist was rechts! Und wie ist es denn mit Deinem reichen Onkel?“

„Ach, der reiche Onkel — der reiche Onkel! Das ist ja eben mein Unglück!“

„Was, beim Styx, nun soll schon wieder der reiche Onkel Dein Unglück sein? Bist Du verrückt? Was ist denn eigentlich los?“ —

„Meine Gläubiger sind rebellisch geworden, sie wollen nicht länger warten.“

„Die Kamele! Nimm einen Eselskinnbacken und fahre unter sie wie Simpson und die Philister, nimm Deinen reichen Onkel —“

„Das habe ich ja schon gethan, liebes Faß, und er hat auch zugesagt, daß er meine Schulden bezahlen will, und — und nun ist das Unglück da!“

„I, das wäre! Wo steckt denn aber eigentlich das Unglück?“

„In dem verzweifelten Mittel, zu dem ich greifen muß.e. Mein Onkel ist nämlich sonst etwas zähe im Geldgeben, umso zäher, als ich ihn eigentlich, soweit thunlich schon angezapft habe. Nun hat er, so sehr er auch sonst Philister ist, doch eine schwache Seite, bei der er immer ein menschliches Rühren fühlt und bei der man ihn fassen kann — und das sind die Frauenzimmer. Ich schrieb ihm also, ich sei verliebt in einen Engel, blondhaarig, blauaugig und hätte Gegenliebe gefunden. Aber ein gestrenger Vater — meine Schulden — herzlose Gläubiger — vernichtete Reputation — keine Hoffnung auf Rettung — ich müßte das Entsetzliche vom Haupt des theuren Mädchens abwenden, müsse ein Mann sein, und die Liebe aus meinem Busen reißen!“

„Na, und Dein Onkel?“ —

„Fühlte richtig ein menschliches Rühren und schrieb mir, er werde mich herausreißen. Ich solle die fünfhundert Mark oder mehr bekommen und nur nicht noch dümmere Streiche machen.“

„Famos, Falkenthal, famos! Und wenn Du das Geld hast, borgst Du mir die fünfzig Mark! Aber wann kommt denn nun eigentlich das Unglück?“ —

„Heut Abend!“ schrie Falkenthal verzweiflungsvoll auf. „Das ist es ja eben! Denke Dir doch an, ob ich nicht glauben sollte, mich trifft der Schlag, als ich vor einer halben Stunde diesen zweiten Brief von meinem Onkel erhalte, in welchem er schreibt, er komme her, es lasse ihm keine Ruhe, er müsse den Engel meiner Wahl kennen lernen, ich solle ihn auf dem Bahnhof erwarten.“

„Alle Wetter ja!“ sagte das Faß verblüfft, „und nun ? —“

„Und nun?“ —rief Falkenthal aus. „Was fange ich nun an? Ich habe gar keine Geliebte! Wo soll ich denn nur gleich eine herkriegen, um sie meinem Onkel vorzuführen?“ —

„Das ist faul“, murmelte das Faß bestürzt. „Aber das kommt von der verwünschten Solidität! Wie kann man auch so unvernünftig sein, nicht mal ein Liebesverhältniß zu haben!“

„Hast Du denn etwa eins?“ fuhr Falkenthal ärgerlich auf. „Dann borge mir doch Deines, um mir auszuhelfen.“

„Nein, ich habe auch keines“, erklärte das Faß bedächtig. „Aber bei mir ist das auch etwas anderes. Ich bin kein Adonis, versuche mein Examen zum zweiten Mal zu machen, habe ein gutes Monatsgeld, aber keine Verwandten mit schwachen Seiten. „Doch, wenn ich ein Kerl wie Du wäre — pah!“

„Das ist alles ganz gut“, meinte Falkenthal niedergeschlagen, „aber was nun thun?“ —

„Was thun? Deinen Onkel unter keinen Umständen böse machen! Schaff Dir unverzüglich ein Liebesverhältniß an!“

„Du bist toll! In Zeit von vier Stunden? Ich kann doch nicht die erste beste Kellnerin nehmen, die ich nachher auf Andringen meines Onkels womöglich heirathen soll — ich kann doch die Sache nicht ins Frivole ziehen.“

„Freilich, da hast Du recht. Aber, Falkenthal, es hilft nichts, das hättest Du vorher bedenken sollen, es muß sein, und wenn Du die Geliebte aus dem Serail des Großfürsten herausholen solltest! Dort ist die Carlsaue — Nachmittags schlafen die Mütter, und die jungen Damen promeniren im Park oder sitzen auf einer einsamen Bank und lesen Gedichte. Gehe hin, knüpfe ein Gespräch an, ein Wort gibt das andere, beim Scheiden sprichst Du Deine Gefühle deutlicher aus — sie erröthet, zittert, will fliehen, bleibt aber, nickt auf Deine feurigen Bitten stumm die Gewährung, Dich wiederzusehen. . .“

„Faß, Du bist verrückt! Laß mich ungeschoren! Ich will verheyrt sein, wenn ich das fertig bringe!“

„Wieso?“

„Weil ich den Damen gegenüber schüchtern bin, geniert, ungalant, ich würde alles entsetzlich ungeschickt vorbringen. . .“

„Zum Kuckuck, auch das noch! — Versuchs wenigstens! Und wenn alle Stränge reißen. . . . so — nun, ich habe einen Plan, Dich zu retten, aber ich muß ihn erst genauer überlegen.“

„Was ist's? Sprich, spanne mich nicht auf die Folter!“

„Frage mich nicht. Gehe nur erst an Deinen Versuch und komme nach zwei Stunden in die „Krone“, im schlimmsten Fall schaff ich Rath.“ — —

Als das Faß nach zwei Stunden in das Gasthaus „Zur Krone“ trat, fand er seinen Freund Falkenthal an einem Tisch vor leerem Seidel sitzend, den Kopf in die Hände gestützt, düster vor sich hinstarrend.

„Nun“, rief ihm das Faß zu, „bist Du verliebt?“

Falkenthal schüttelte den Kopf.

„Wirklich, Faß, es ging nicht!“ sagte er wehmüthig. „Ich habe mir alle Mühe gegeben, dreimal hab ichs versucht — aber es war nichts!“ —

„Falkenthal, Du bist ein schreckliches Kamel, ein reiner Naturfehler, daß Du keinen Höker hast.“

„Dreimal hab ichs versucht und mich alle dreimal schauderhaft blamirt.“

„So, das sind Deine Heldenthaten?“

„So! und hast also keine Geliebte!“

„Nein.“

„Hm! — Aber ich habe eine!“

„Faß, ist das Dein Ernst? Du hättest es möglich gemacht, Dir in zwei Stunden eine Geliebte anzuschaffen?“

„Ich mir?“ rief das Faß entrüstet aus. „Bist Du toll? Was soll ich damit? Dir hab ich eine Geliebte verschafft!“

„Faß, ich falle ja aus den Wolken! Eine Geliebte, ein solcher wirklicher rettender Engel . . . Aber wo ist sie denn nur?“

„Heut Abend hier auf dem Maskenball. Komm mit Deinem Onkel hin, dort trifft Du sie, kannst sie Deinem Onkel Heinrich vorstellen, sie wird ihn entzücken, bezaubern —“

„Aber ich kenne sie ja gar nicht, wie soll ich sie denn finden?“

„Erkennungszeichen ist: „Rothe Rose“ auf der Brust, Du und Dein Onkel müßt auch welche tragen, damit sie Euch erkennt.“

„Das alles ist ja rein wie im Roman, aber Faß, sie ist doch auch ein anständiges Mädchen?“ —

„Falkenthal! wofür hältst Du mich? Natürlich ist sie ein anständiges Mädchen, na, ich wills nur gleich sagen, es ist meine Cousine! Sie ist seit einigen Tagen erst zugereist — mußte erst mit ihr sprechen — ob einwilligte — daher zwei Stunden Frist.“

„Und sie willigte ein?“ —

„Willigte ein, den Faschingsscherz mitzumachen, um Dich und mich aus der schrecklichen Verlegenheit zu ziehen. Sie ist der reine Engel, sage ich Dir.“

„Wahrhaftig, der reine Engel!“ — Wie heißt sie denn?“

„Clara Meier, achtzehn Jahre alt, einzige Tochter des Geheimen Kanzleiraths Chr. Meier aus Gotha, Wittwer, pensionirt.“

„Na, das genügt, aber Faß, mir ist immer noch, als ob ich träume! Bruderherz, wenn das gut geht. . .“

„Wirst Du mir ewig dankbar sein und pumpst mir die fünfzig Mark, weiß ich schon. Nun aber rasch auf den Bahnhof und hole Deinen Onkel ab. Adio!“

Der Maskenball ist in vollem Gange, als Falkenthal blos in schwarzer Halbmaske mit seinem Onkel Heinrich Trautwein, als Türken verkleidet und beide mit rothen Rosen auf der Brust auf der Bildfläche erscheinen.

Aber, du liebe Zeit, welches war denn nun eigentlich die Cousine seines Freundes. Da waren so viele Damen mit Rosen auf der Brust — 3 Stück hatte er schon gezählt — wie sollte er die Rechte erkennen. Da sah er eine Dame, deren Kleid mit dunkelrothen Rosen garnirt war, dann eine schwarze, eine Schlanke und dort eine hellblaue Türtin — alle mit Rosen geschmückt.

Falkenthal wußte nicht, für welche er sich entscheiden solle und sein Onkel war nicht wenig über seine Unschlüssigkeit verwundert.

Schließlich schlängelten sie sich an die kleine Türkin, welche sich ihnen genähert hatte und sie fixirte.

„Eugen!“ tönte es plötzlich von einer leisen Stimme. Sie kam unter der Türkin-Maske hervor.

Beide zuckten zusammen. „Du, sie ist es, sie ruft Dich!“ sagte der Onkel wie elektrisirt. „Ja, mir kam es auch beinahe so vor — aber wenn wir uns nur nicht verhört haben“, zögerte Falkenthal ängstlich. Da trat die hellblonde kleine Türkin zu ihm heran und sagte leise: „Lieber Eugen, erkennen Sie mich wirklich gar nicht? Ich vergehe vor Ungeduld.“

„Ah, gewiß, haben wir Sie erkannt, mein liebes werthes Fräulein!“ platzte Onkel Heinrich vergnügt los. Es war ja nur Neckerei, daß wir so vorübergingen —“ und er stieß Falkenthal verstohlen in die Seite, daß er auch reden solle. „Unser lieber Eugen sagte ja gleich, als wir eintraten, zu mir. . . Aber, Eugen, Junge, so stelle mich doch dem Fräuleinchen vor, daß sie weiß, wer ich bin —“

„Onkel Heinrich, nicht wahr, der liebe Onkel Heinrich, oh, ich wußte es ja, daß Sie kamen und errieth es gleich, daß Sie es waren — ich hätte ja sonst gar nicht gewagt die Herren anzureden!“

„Onkel Heinrich, der liebe Onkel Heinrich, hat sie gesagt“, wiederholte der Genannte seelenvergnügt. „Nein, was für ein charmantes Fräuleinchen Sie sind. — Aber Eugen, Mensch, bist Du denn stumm geworden? Du sagst ja gar nichts?“ —

Falkenthal war es bald kalt, bald heiß durch die Adern gelaufen, er wußte nicht, ob er wache oder träume!

„Ich freute mich ja so, daß sich die Bekanntschaft so schnell machte“, log er. Ich wollte die freudige Begrüßung nicht unterbrechen. . . Aber, in der That, mein Fräulein — liebe Clara, wollte ich sagen — hier, mein Onkel Heinrich. . .“

„Oh, Eugen, wozu diese Förmlichkeit, von Onkel Heinrich weiß ich schon genug, Sie haben mir ja soviel davon erzählt und ich bin Clara Meier, Onkelchen, nicht wahr, ich darf doch „Onkelchen“ zu Ihnen sagen? — Clara Meier, einzige Tochter des Geh. Kanzleiraths Meier in Gotha, nicht wahr, das genügt, Onkelchen? — Und nun laßt uns weiter gehen, man beobachtet uns. Onkelchen, Ihren Arm, es ist besser, wenn ein würdiger alter Herr mich führt.

„Mit dem größten Vergnügen, sagte Onkel Heinrich entzückt, Sie sind ja ein reizender Engel! Aber nun müssen Sie auch mal Ihre Maske abnehmen, Sie kleine Türkin, Sie, ich muß doch auch einmal Ihr liebes Gesichtchen sehen!“

„Ei natürlich, Sie denken ja sonst am Ende, ich bin häßlich, und — hu — das wäre schrecklich! Aber kommen Sie dorthin, Onkelchen, dort sind wir weniger beobachtet.“

„Ich habe Ihnen nämlich etwas wichtiges zu sagen!“ hub die Türkin an. „Aber die Larve — die Larve, kleines Fräul'nchen!“ erinnerte Onkel Heinrich, „ich lasse Sie nicht eher reden, als bis Sie die Larve abgenommen haben!“

„Liegt Ihnen denn wirklich so viel daran, mein Gesicht zu sehen?“ fragte die Türkin neckend.

„Furchtbar viel! Ich brenne darauf, ich kann die Zeit nicht erwarten —“.

„Onkelchen, charmantes Onkelchen, dafür müssen Sie einen Kuß von mir bekommen!“ rief die Türkin vergnügt aus, nahm die Larve ab — — — — und Falkenthal brachen die Knie vor Schreck, seine Augen rissen sich weit auf und sein Mund blieb offen stehen. Aus der Kapuze der Türkin schaute ein lachendes Kollegengesicht, wie Milch und Blut, ohne den zartesten Flaum einstiger Männerzierde auf der Oberlippe, vollmondrund, es war Boltenstern, welcher wegen seines mädchenhaften Aussehens immer von ihnen geneckt wurde, der in dem hellblauen Türkinhabit steckte. — — — —

„Ein Engel, ein reiner Engel, so wahr ich lebe!“ rief Onkel Heinrich entzückt aus; aber mein Kuß — ich sollte ja ein Küßchen bekommen —“. „Ja, Onkelchen, den sollen Sie haben“, sagte Boltenstern treuherzig, spitzte den Mund, und — bei allen Heiligen — drückte einen leibhaftigen zärtlichen Kuß auf Onkel Heinrichs Lippen.

Onkel war selig, er war hingerissen, er gab Boltenstern den Kuß wieder, was dieser schüchtern verschämt duldete. — Dann wandte sich Onkel an Falkenthal zurück und sagte mit leuchtendem, strahlendem Antlitz: „He, Neffe, Junge — Du bist doch nicht eifersüchtig, wie?“

„Nein, ich bin nicht eifersüchtig“, versicherte dieser krampfhaft.

„Aber Onkelchen, was das für eine Frage ist!“ lächelte Boltenstern verschämt. „Doch, lieber Eugen, ich vergesse ja ganz, was ich Ihnen zu sagen habe, eine Bitte, die Sie mir nicht übelnehmen dürfen — Sie müssen fort von hier!“ „Fort? Ja — ich glaube am Ende auch, es wird nothwendig sein —“ meinte Falkenthal aufathmend. „Ich bin von argwöhnischen Augen bewacht, bitte, verlassen Sie den Ball.“ „Ja, in der That, ich möchte Sie nicht in Gefahr bringen, komm Onkel, laß uns gehen.“ „Onkel auch? Weshalb denn Onkel?“ fragte Boltenstern naiv. — „Nein doch, bitte, Onkelchen lassen Sie mir hier! Er soll mein Schutz, mein Kavalier sein, ich habe ihm noch viel zu sagen. „Ja, wahrhaftig, Neffe, wir können doch unseren Engel nicht ohne Schutz lassen.“ „Lieber Eugen!“ Boltenstern ergriff Falkenthals Arm und zog ihn hastig ein wenig bei Seite. „Mach doch zum Henker, daß Du fortkommst!“ flüsterte er ihm leise zu. „Es kann Dir ja nichts besseres passiren, Du machst hier doch nur Unsinn!“ „Ich bin ja noch wie im Traum! Boltenstern, Unseliger, wie soll das alles enden! Und ich dachte, eine Cousine von unserm Kollegen Faß. — — — —

„Unsinn, hat ja gar keine Cousine — mich eingeweiht in alles. — mach, daß Du fortkommst, überlaß alles mir. Ich bürge Dir für einen guten Ausgang!“

Falkenthal verabschiedete sich und ging: Onkel Heinrich blieb seelenvergnügt bei seiner Türkin. Eine Stunde später finden wir beide in einem Seitenzimmer des Etablissements bei einer Flasche Champagner im muntersten tête-a-tete. Or kelchen seelig vor Entzücken, Eispunsch und Malaga, der den Champagner schon vorauf gegangen war. Zwei Küsse hatte er schon erhalten und jetzt petitionirte er um den dritten. Boltenstern war schüchtern geworden und verweigerte; Onkel bat dringender, feuriger, in begeisterter Entschlossenheit umschlang er die Türkin und raubte sich das gewünschte Küßchen, da — der entsetzte Onkel hatte eben noch Zeit, beiseite zu springen — da wurde die Thür aufgerissen und herein stürmte ein halbes Dutzend junger lustiger Gesellen, sämmtlich Kollegen und Studiengenossen von Boltenstern, dem Faß und Falkenthal und brachen in ein fideles Gejchrei aus. „Boltenstern, Teufelsjunge, Bruderherz, seht ihn doch an — da ist er — als Türkin verkleidet — und hat sich einen alten Türken erobert — hahaha, famos, famos. Onkel Heinrich stand da mit weit aufgerissenen Augen, offenem Munde und gelnickten Knieen wie vorher Falkenthal. „Wo hast Du denn den alten Türken her, Bruder — hat er Dir das Herz gestohlen? Wir stören doch nicht? Hahaha!“

Da sprang Boltenstern vor.

„Freunde“, hub er mit Pathos an, „seid Ihr, mit Verlaub zu sagen, nicht recht gescheit? — Hände her, und sie mit dem alten Herrn geschüttelt. Es ist ja unseres Falkenthals Onkel, Herr Rentier Heinrich Trautwein, ein netter alter Herr, der zu einem Maskenscherz mit beitrug und um das Geheimniß wußte!“ — „Ah, Falkenthals Onkel, und er wußte um das Geheimniß? Hoch der jodiale alte Herr.“ — Natürlich wußte er darum! Wir waren ja im Einverständniß, man will doch auch einmal einen Spaß machen, wir haben uns königlich darüber amüsirt, wie wir alles täuschten!“

„Hurrah, hoch soll er leben! Hoch der wackere, jodiale Onkel Trautwein — Kellner, Wein her, Rheinwein, Champagner, wir halten mit!“

Während sich die Anhänger der Justitia in lustigem Lärm zum Sitzen ordneten, zog Boltenstern seinen türkischen Freund beiseite.

„Verrathen Sie sich nicht“, raunte er ihm zu, „um alles in der Welt keine Scene. Sie haben um das Geheimniß gewußt, sind auf den Spaß eingegangen —“

„Und — und — um Gotteswillen: Sie sind ein Junge?“ fragte Onkel Heinrich entsetzt.

„Nein kein Junge — aber ein Mann“, erwiderte Boltenstern stolz. „Ich werde Ihnen alles erklären und Sie werden mit mir zufrieden sein. Es geschah ja alles zu einem moralischen Zweck —“

„Einen moralischen —“

„Einem guten moralischen Zweck, wie ich Ihnen sage! Für jetzt noch einmal, verrathen Sie sich nicht, spielen Sie Ihre Rolle weiter, damit wir uns nicht blamiren.“

„Freunde!“ wandte er sich dann an die anderen zurück, „Herr Trautwein willigt ein, mit von unserem kleinen Kreise zu sein. Schenkt die Gläser voll: ein Hoch, einen feurigen Salamander dem wackeren, jovialen alten Herrn, der, jung geblieben im Herzen, der Jugend einen lustigen Streich zu verzeihen und auf ihn einzugehen weiß: Ad exercitium salamandri 1. 2. 3.“ —

Der Salamander wurde gerieben. Onkel Heinrich war tief gerührt. Er schüttelte allen die Hände und hielt sogar nach dem dritten Glase Champagner eine warme Dankesrede an die Gesellschaft. Er ließ noch zwei Flaschen Chamapgner und dann eine Champagner = Bowle kommen, er zechte begeistert mit und schwur, daß er noch nie eine schönere Nacht durchlebt als diese; er fiel Boltenstern um den Hals und betheuerte ihm, er solle ihm getrost nur alles sagen: so ein famoser, heriger, junger Bursche, wie er, könne gar nichts Böses im Sinne gehabt haben.

Es ist gegen Morgen, als wir Onkel Heinrich, noch gleich und schwankend, sowie Boltenstern und das Faß in einem anderen Restaurant wiederfinden, nachdem Onkel Heinrich nach einem Stündchen Erholung in frischer Luft sich erst an 2 Tassen starken schwarzen Kaffees gestärkt. Auch Falkenthal hatten Zweifel und Neugier hierher getrieben. Als sie jetzt bei einer Flasche Selters saßen, gab das Faß Onkeln vollen Aufschluß, wobei ihn Boltenstern accompagnirte und Onkel hörte ziemlich kleinlaut aber doch auch ziemlich weichmüthig zu. Falkenthal habe Schulden gemacht, sagte das Faß, über 500 Mark und das sei natürlich sehr unrecht gewesen, aber du lieber Himmel, man sei eben jung; Jugend habe keine Tugend, und die Verführung sei groß, das wisse Onkelchen ja wohl. Da habe man denn beschlossen, dem guten Onkel Heinrich alles anzuvertrauen, die gemachten Schulden und die begangenen Fehler — aber nicht so auf dem Papier, wie in einer wohlgedrechselten Rede, sondern so recht in Natur und Wirklichkeit habe man dem Onkel alles vorführen wollen, es ihn einmal selbst sehen und kennen lassen wollen, wie schön und poetisch es sei, wenn man noch jung und sich amüsire, und wie so ein rechtes, echtes und wirkliches Vergnügen mit fortreiße und wie das alles Geld koste und wie groß die Verführung für einen jungen Menschen sei, wie Onkel das ja wohl aus Erfahrung wisse. Und wenn man das Onkel so recht wirklich und wahrheitsgetreu alles vorgeführt, dann wollte man, um Verzeihung bittend, sich ihm anvertrauen und sagen: „Siehst Du, lieber nachsichtiger Onkel, da hast Du nun einmal selbst gesehen, wie es in der Welt zugeht und wie die Jugend wohl einmal zu einem bischen Leichtsinn kommt, wenn man auch natürlich davor geschützt ist, wenn man alt ist — und nun sei auch nicht böse und brich den Stab nicht über den Leichtsinn Deines reuigen Neffen — usw. usw.! —

Onkel hörte schweigend zu und sagte gar nichts, und als er mit dem Faß und Falkenthal in des letzteren Wohnung anlangte, erhielt dieser von ihm eine Anweisung auf 600 Mark, und Onkel sagte, er wolle nicht böse sein und über die Sache schweigen, die beiden Freunde sollten aber auch dafür Sorge tragen, daß nichts davon an die große Glocke käme!

Noch an demselben Morgen aber reiste Onkel Heinrich nach seiner Heimath zurück, von daunen er gekommen war.

— Prosaische Erklärung. Söhnchen: „Was heißt das: „Der Dichter sieht alles von einer höheren Warte“?“ Vater: „Das heißt, daß er gewöhnlich in einer Dachstube wohnt.“

Humor aus aller Welt.

Ueber eine Beerdigung in Yorkshire meldete ein dortiges Lokalblatt: „Während der Beisetzungsfeierlichkeit wurde der Todtengräber am offenen Grabe von einem Schlaganfalle getroffen und gab, obwohl ärztliche Hilfe sofort zur Stelle war, binnen Kurzem seinen Geist auf. Dieses bedauerliche Ereigniß warf einen Schatten auf die ganze Feierlichkeit.“ — Der Tenor Peroni begegnet einem Freunde. „Was sagst du nun?“ meint er stolz. „Jetzt wird schon eine Cigarrensorte nach mir benannt.“ „Hoffentlich zieht sie besser als du!“ — Auf dem Redaktionsbureau erscheint ein Geigenvirtuose, der Tags vorher ein Concert gegeben hat. „Ich habe Ihren Mitarbeiter ausdrücklich gebeten, zu erwähnen, daß meine Geige eine Stradivari ist — und nun hat er in seiner Kritik nicht ein Wort davon gesagt.“ „Das erklärt sich aus unseren geschäftlichen Gewohnheiten,“ versetzt ihm der Redakteur. „Wenn Herr Stradivari in unserer Zeitung annoncirt, so werden seine Instrumente auch genannt werden.“ — In einer humoristischen Zeitung finden wir im „Briefkasten“ die folgende Antwort, die „tief blicken läßt“: „Sie fragen, ob Ihre Novelle zu lang war. Das war sie nicht. Wir hätten gewünscht, sie wäre noch drei- oder viermal so lang gewesen. Sie haben keine Vorstellung davon, wieviel Papier man braucht, um während dieser kalten Wintertage die Temperaturen in unserem Redaktionslokale auf erträgliche Höhe zu bringen.“

Ein berechtigter Vorwurf.

Eine Anekdote aus dem Leben Feliz Ziem's, des Malers Venedigs, dessen Kunst der Lichtwirkungen heute immer mehr anerkannt wird, erzählt Dominique Durandy, der Ziem noch gekannt hat, in einem französischen Blatte. Eines Tages saß Ziem in Poncheties damit beschäftigt, ein Aquarell zu malen, als sich ihm ein eleganter Fremder näherte. Es war der Herzog von Devonshire. Er machte dem jungen Künstler lebhafte Complimente und gab ihm zum Schluß den Auftrag auf eine Reihe von Zeichnungen. Ziem führte die Aufträge auch pünktlich aus und genoß nun die Früchte einer Sorglosigkeit, an die er gemeinhin nicht gewöhnt war. Denn der englische Grandseigneur zahlte sehr anständige Preise, und in seiner Schublade, in der Ziem achtlos seinen Besitz verwahrte, mehrten sich die Häufchen von Goldstücken. Aber Ziem war nicht der Mensch, im Stillen Schätze zu sammeln; der glückliche Zufall war nur eine neue Anregung für sein oft excentrisches Temperament, und da er nun einmal im Besitz von so viel schönen Goldstücken war, wollte er auch sein Leben genießen. Er miethete sich Pferde und versuchte sich in der Lenkung eines Viergespanns. Seine Unerfahrenheit bot dabei allen Zeugen eine Quelle der Erheiterung. Eines Tages, als Ziem wieder mit seinem Vierspänner durch die Landschaft rollte, rennt er einen Wagen an, der durch die Wucht des Anpralles in den Graben geschleudert wird. Den Trümmern entwindet sich ein Herr. Er grüßt Ziem, und mit gelassenem Phlegma meint er vorwurfsvoll: „O, o Ziem, und das mit meinem Gelde...“ Es war der Herzog von Devonshire, der Gönner und Spender der schönen Goldstücke.

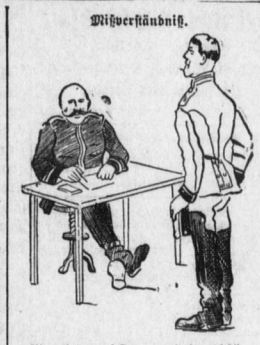
Schiller als Schauspieler.

Wenig bekannt dürfte die Schilderung eines Versuches Schillers sein, sich als Schauspieler zu bethätigen. Das war im Jahre 1780. Ganz in der Schauspielerwelt lebend, wollte Schiller sich wirklich auch einmal als Schauspieler versuchen. Als nun die Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfest des Herzogs mit der Aufführung eines Schauspiels begehen wollten, wurden die Wahl des Stückes, die Vertheilung der Rollen und die sonstigen nöthigen Anordnungen Schiller überlassen. Er wählte Goethes „Clavigo“ und für sich die Hauptrolle des Stückes. Und wie trat er auf, wie spielte er? „Ohne alle Uebertreibung darf man sagen — abscheulich. Was rührend und feierlich sein sollte, war kreischend, strotzend und pochend; Innigkeit und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungebärdigkeit, halb zurückstoßend, halb Lachen erregend.“ In der Unterredung mit Beaumarchais, wo Clavigo sich nach der Anweisung des Dichters „in höchster Verwirrung auf seinem Sessel bewegen“ soll, fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er falle herunter. Diese Schilderung stimmt zu dem wohlbekannten Umstande, daß Schiller auch als Vorleser nur sehr geringe Fähigkeiten entwickelt hat.

— Verfängliche Frage. Fritzchen: „Du sag' mal, Papa, ist Dummheit eigentlich erblich?“

— Anzüglich. „Haben Sie schon gehört, der Weinhändler Silberstein hat sich jetzt taufen lassen!“— „Da sieht man wieder, was die Macht der Gewohnheit alles zustande bringt.“

Mißverständniß.



Wachtmeister: „Heimath?“
Rekrut: „Rixdorf.“
Wachtmeister: „Civilverhältniß?“
Rekrut: „Köchin!“

— Begründet. „Warum haben Sie als Pseudonym „Müller“ gewählt?“ — „Damit ich mich gleich mit einem bekannten Namen einführe!“

Feine Dressur.

Polizist (revidirt die Papiere eines Handwerksburschen, der sich währenddessen vergeblich bemüht, dem Hunde des Polizisten ein Stück Wurst aufzunöthigen): „Alles in Ordnung. Jetzt darfst Du die Wurst nehmen, Flock!“

— Immer der Gleiche. Junger Professor (brieflich ein Stelldichein verabredend): „... Ein Erkennungszeichen weiß ich Ihnen augenblicklich nicht vorzuschlagen, Theuerste, aber vielleicht fällt mir noch eins auf dem Wege zum Rendezvous ein!“

— Die Vision. Frau Mießling: „Ne, hären Se, Frau Kießling, wie mein Mann, den ich in Dräsen glaube, so blehlich zur Dhier reintritt, hab' ich Se, weeß Knebbchen, gedacht, ich hätt' Sie ä Vivisektion!“

Befriedigend.

Sekretär Biedermeier: „Getroffen muß ich ihn haben, sonst hätt' er keinen Löffel verloren.“

—Nichts leichter als das! A.: „Halten Sie es für möglich, daß ein Mensch 25 Nächte hintereinander nicht schläft und dabei 25 Tage lang nichts ißt?“ — B.: „Warum nicht? Er braucht ja bloß bei Nacht zu essen und den Tag über zu schlafen!“

Zu viel verlangt.

Arbeiter (der Tags zuvor eine Hose gekauft hat): „Diese Hose behalte ich nich, da hab' ick schon zwee Wanzen drin jefunden.“
Trödler: „Wie haißt, wollen Se for drei Mark vielleicht ä paar Kanarienvögel drin haben!“